



Neue Helvetische Gesellschaft
Rencontres Suisses
Gruppe Winterthur

NHG Winterthur Vortrag gehalten am 25. Januar 2011 von Dr. Roberto Bernhard

Der Alpenmythos der Schweiz gestern, heute und morgen

In keinem der Alpenländer haben die Alpen eine derart mythische Bedeutung für die Art erlangt, das Land wahrzunehmen, wie im Falle der Schweiz.

Unter einem Mythos versteht man meist auf Urtümliches bezogenes Verständnis der Entstehung oder des Wesentlichen einer Weltordnung, eines Landes, eines Volkes, ein Verständnis, das auf sagenhafter Überlieferung beruht.

Der alpine Mythos, der die Schweiz umgibt und durchwirkt, hat mehrere, ganz verschiedene Facetten. Diese sind erst nach und nach aus recht unterschiedlichen Gesichtspunkten entstanden. Selbstverständlich ist das nicht ohne weiteres. Denn während Jahrhunderten galten die Gipfel und Schründe der Hochalpen als Schrecknis. Man mied sie, sofern nicht der Lebensunterhalt den Menschen dorthin zwang oder Verkehrsbedürfnisse zum Überschreiten von Jochen und Pässen Anlass gaben. Die Römer setzten nicht umsonst schützende Heiligtümer auf Passhöhen und legten, wenn sie sie erreichten, dort, beschwörend oder dankbar, den höheren Kräften Motivgaben nieder. Noch bis in die Neuzeit rankten sich geglaubte Geschichten von unheimlichen Wesen, aber auch Sagen von hilfreichen Gestalten und von schlaun Überlistungen teuflischer Naturkräfte um diese Felsengebirge.

Für uns alle liegt im Mittelpunkt der Zentralalpen jedoch der Ursprung der Eidgenossenschaft. Wir denken an Wilhelm Tell, den Rütlichschwur und den Burgenbruch der freiheitsdurstigen Waldstätter, welche die tyrannischen Vögte vertrieben und ihren Bund dank heldenhafter Menschen wie Winkelried schon bald ins Mittelland erweiterten.

Das ist auch manchen Beobachtern im Ausland nicht entgangen, so dass sie dieses Bild übernahmen, ja bis in die neueste Zeit verstetigten. So jubilierte der deutsche Freiheitsdichter Ferdinand Freiligrath (1810-1876) angesichts des Gelingens der liberalen Revolution in der Schweiz im Sonderbundskrieg von 1847: „Im Hochland fiel der erste Schuss“ – nämlich für die Freiheit, zwar nicht mehr von der Hand Tells, wohl aber seiner Nachfahren.

Damit befinden wir uns bereits mitten im Alpenmythos der Schweiz. Denn die Geschichtsforschung weiss es etwas anders. Schon im 16. Jahrhundert entdeckten namhafte kritische Geister, darunter der grosse St. Galler Humanist Vadian, dass die Tellensage einer skandinavischen Wandersage entspricht. 1760 kommen der Ligerzer Pfarrer Uriel Freudenberger und Gottlieb Emanuel Haller zum Schluss, Tell sei nichts anderes als jene Sagengestalt aus dem Norden. Das wird – abnehmend – umstritten. Immerhin vermutet noch 1988 Jean-François Bergier – der von der gleichnamigen Kommission –, die Sage könnte sich in der Urschweiz mit irgend einem geeigneten, wirklichen Ereignis verschmolzen haben.

Dass der Bundesbrief sicher nicht 1291 bei Mondschein auf einer Waldwiese so kalligraphisch schön aufgesetzt worden ist, dürfte jedem klar sein. Er ist aber auch keinesfalls der Gründungsakt eines neuen Staatsgebildes. Wer ihn durchliest, muss erkennen, dass er eines der üblichen zeitgenössischen Landfriedensbündnisse war. Er geriet übrigens rasch in Vergessenheit und wurde erst gegen 1760 vom Basler Historiker Johann Heinrich Gleser in Innerschweizer Archiven wieder aufgefunden. Er bleibt aber die älteste bekannte Urkunde über eine Verbündung jener Waldstätten, die sich etliche Jahre später auch mit Zürich, Bern und so weiter in eine Allianz begeben. Also schon ein ehrwürdiges Ding!

Und der Burgenbruch? Der hat, archäologisch nachweislich, nie stattgefunden, die Schlacht am Morgarten von 1315 aber schon, und jene von Sempach von 1386 auch. Nur vermehren die zeitgenössischen und andere frühe Berichte nichts von einem Helden Winkelried. Erst 1476, also fast 100 Jahre später, taucht erstmals in einer Chronik eine Andeutung der Heldentat, der Name Arnold von Winkelried sogar erst 1533 beim Dichter Halbsuter auf; der Sieg über ein edles Ritterheer benötigte offenbar eine menschlich greifbarere Erklärung und Verkörperung als bisher.

Wieso ist es zu Vorstellungen von den Anfängen der Eidgenossenschaft gekommen, die sich streckenweise in Widerspruch zu modernen Forschungsergebnissen stellen und in anderen Punkten sich einem fälligen Nachweis schlicht entziehen?

Professor Guy Marchal ist der Sache nachgegangen. Er hält uns vor Augen: „Ein Geschichtsbild spiegelt die Auffassung wider, die eine Gemeinschaft von ihrer Vergangenheit hat“. Wie es zu diesen ahistorischen Auffassungen gekommen ist, hat er erforscht.

Hier sein Befund, so knapp gefasst wie möglich: Die eidgenössischen Orte waren allesamt Republiken, mochten sie nun von niederen Adligen, von Patriziern oder von tüchtigen freien Männern angeführt werden. Sie setzten ihren Bund, dessen Gebiet ausdehnend, gegen ein feindliches, von höherem oder höchstem Adel, also monarchisch besetzten System durch. Eine Eigenschaft der eidgenössischen Stände war also eine oft, wenn auch nicht durchwegs, proto-, d.h. vor- oder frühdemokratisch organisierte, mehrfach genossenschaftlich gestaltete Bauern-, Säumer- und Bürgergesellschaft; in letzterer gaben mehrfach Handwerker und Kaufleute den Ton an.

Dies, und dass sie erfolgreich waren, erschien in der mittelalterlichen, als gottgewollt geltenden, hierarchisch gestuften, in mehr oder weniger vorbestimmte Stände eingeteilten Gesellschaft, in der fast alle ihren Platz von Geburts wegen zugewiesen hatten, als unerhört, revolutionär, ja geradezu gotteslästerlich.

Dem entsprechend hat Kaiser Maximilian I., als die Eidgenossen sich seiner Reichsreform nicht fügen wollten, die Schweizer in einem propagandistischen Manifest vom 27. April 1499 mit einer wahren Schimpfkanonade bedacht. Sie seien „böse, grobe und schnöde gepurslüt“ ohne Tugend, die „in vermessung Gots“ ihrer Ehre und Eidespflicht unchristlich und in „verachtung, vertruckung“ und mit „verderblichem Schaden“ für die deutsche Nation, das heilige Reich und die ganze Christenheit handelten. Insbesondere hätten die Schweizer den Adel ausgetilgt,

indem sie 200 Familien desselben verjagt oder erschlagen hätten – eine happige Nervenkriegslüge. Denn ein Grossteil dieser Sippen war schon früh ausgestorben oder hatte mit dem Streit der Eidgenossen und dem Hause Habsburg, dem der Kaiser angehörte, nichts zu tun. In dem in der Folge 1499 ausgebrochenen Schwaben- oder Schweizerkrieg vermochten sich die Eidgenossen dann allerdings zu behaupten, und von einer Übernahme der Reichsreformen war fortan nicht die Rede. Der Schweizer Bund begann vielmehr, sich vom Reiche abzusetzen.

Die offizielle Meinung des Umfelds vom erfolgreich offensiven und expansiven Verhalten der Schweizer war aber doch belastend. Diese mussten sich nicht nur vor der Welt, sondern auch sich selbst gegenüber rechtfertigen. Es ging für sie darum, sich selber davon zu überzeugen, in Wirklichkeit im Recht zu sein. Dazu eignet sich nichts besser als das Konfabulieren einer ebenso schrillen Töne anschlagenden Gegen-Saga zu jener des deutschen Monarchen und von dessen Anhang. Es ging wie in jedem Nachbarschaftsstreit: Szenenfragmente wurden krass ergänzt, Farben saftig stärker aufgesetzt, vorhandene Elemente aufgeblasen oder geschönt. Dabei hatten die kleinen Stadtrepubliken weniger Anlass, ein Gegenbild aufzubauen, weil sie nicht so selten waren wie die ländlichen Stände.

Deren Drang zur Eigenständigkeit, folglich zum Abschütteln mehr oder weniger begründeter auswärtiger Herrschafts-Ansprüche, und nicht zuletzt deren kräftige Ausdehnung ihres eigenen Gebiets bedurften einer speziellen Begründung.

Diese wurde darin gefunden, dass der eigene Verselbständigungs- und Gebietssicherungswille immer mehr als Freiheitskampf biederer, tugendhafter und tapferer Gebirgsbewohner gegen böse Tyrannen und korrupte Adelige verstanden und so auch nach aussen stilisiert und kommuniziert wurde. Die Taten der wackeren Eidgenossen erhielten den Anstrich gottgefälligen Wirkens gegen ein verworfenes Régime. Dies hob die Überzeugung der Eidgenossen, eine gute Sache zu vertreten. Niederlagen interpretierten sie dem entsprechend als Entzug göttlicher Gnade, weil sie vom Pfad der Tugend abgewichen seien. Das so geschaffene Selbstbild diente denn auch nicht nur zur eigenen Erhöhung, sondern durchaus auch zur Selbstkritik. In den schriftlichen und bildlichen Zeugnissen dieser eigenen Imagination schweizerischen Wesens tritt denn auch, als im Gefolge der Burgunderbeute bei jungen Schweizern Protzertum und Zügellosigkeit auftrat, das Bild auf des alten, schlichten, genügsamen, ehrbaren Eidgenossen als mahnendes Beispiel des einzigen tauglichen Weges zum Weiterleben eines glückhaften Gemeinwesens.

Zweihundert Jahre fast ununterbrochenen militärischen und politischen Erfolges zwischen 1315 und 1515 festigten allgemein die Wahrnehmung der Schweizer als handfestes, standfestes, freiheitsbewusstes Alpenvolk. Die Durchsetzung gegen verworfene Unterdrücker wurde vornehmlich zum Ruhme der Älpler. Der Alpenbewohner wird so zum Vater der Freiheit fast schlechthin, und Wilhelm Tell durch Zeiten und Völker zum Sinnbild des Aufstandes gegen jegliche Gewaltrégimes überhaupt. Der in Genf wirkende Polyhistor Alfred Berchtold hat dies fesselnd in seinem Buch beschrieben: „Guillaume Tell, résistant et citoyen du monde“ (Edition Zoë, Carouge GE 2007).

Es ist nicht von ungefähr, dass diese Profilierung eidgenössischer Wesensart nicht von Anfang an fassbar wird. Die immer eindrücklicher werdenden, meist

mündlichen Schilderungen dessen, was uns vertrautes Bild der Anfänge der Eidgenossenschaft ist, verdichten sich in der zweiten Hälfte des 15. Jahrhunderts. Ihren konzentriertesten Niederschlag finden sie im sog. Weissen Buch von Sarnen, 1472 vom Obwaldner Landschreiber Hans Schriber geschaffen. Mit weiteren Zutaten versehen, gewann das „Chronicon Helveticum“ des Glarner Humanisten Aegidius (oder Gilg) Tschudi (1505-1572) für die eidgenössische Befreiungsgeschichte europäische Beachtung. Der Vater der neueren Schweizer Geschichte, der international tätige Schaffhauser Johannes von Müller (1752-1809), verfestigte dies mit seiner verbreiteten „Geschichte schweizerischer Eidgenossenschaft“, erschienen 1780 bis 1808. Schiller selbst, der uns 1804 unser Nationaldrama „Wilhelm Tell“ geschenkt hat, vollendete das Portrait unseres Urbeginns mit seiner Meisterhand.

Dagegen kommen stellenweise – aber nicht durchwegs! – anders lautende Erkenntnisse der Geschichtsforschung in Dingen unseres Volks- und Nationalbewusstseins letzten Endes einfach nicht auf, schon im 18. und erst recht im 19. Jahrhundert nicht. Aber jedes Antasten des Nationalmythos von den heldenhaften alten Eidgenossen schmerzt und irritiert viele von uns. Sind die Historiker Zerstörer, oder was sonst gibt es da zu sagen?

Der Historiker Guy Marchal hat nicht nur den Weg gewiesen zur Unterscheidung nachweisbarer geschichtlicher Abläufe von sagenhaften Vorstellungen davon. Er hat auch die wichtige Rolle letzterer und die Bedeutung ihres zutreffenden Verstehens gezeigt.

Wir folgen ihm: Die Höhen und Tiefen der geschichtlichen Vorgänge schütteln ein Volk durch und sind nicht stets leicht zu bewältigen. Es braucht einen inneren Halt, eine Selbstrechtfertigung, eine Selbstbestätigung, welche ihm ermöglichen, die Fährnisse der Zeitläufte zu bestehen. So bildet die kollektive Imagination seiner Individuen allmählich eine typisierende Vorstellung ihres Tuns und Lassens heraus. Diese weist nicht zuletzt auf Unterschiede zu anderen Völkern und Gemeinwesen hin. So ein Staatsvolk legt sich in der Weise, bisweilen unterstützt durch die Beurteilung Aussenstehender (oder das Bedürfnis, auf deren Meinung eine Erwiderung zu finden), – ich wiederhole: so ein Staatsvolk legt sich in der Weise mit der Zeit ein Idealbild seiner selbst, seines Werdens und Wachsens zu. Dieses ist nicht einfach Illusion; es enthält wahre Kerne, und vor allem dient es auch dazu, sich daran selbst zu messen und so zu erkennen, ob man ihm genügt, noch genügt, oder ob man auf Abwege vom Eigensten geraten sei. Ein Nationalmythos ist so nicht nur propagandistische Gaukelei, sondern auch Forderung an sich selbst, hat also eine kritische Funktion – wenn er nicht zum Verbrämen oder Überspielen weniger erfreulicher Vorgänge missbraucht wird, etwa, wenn eine politische Bewegung Embleme der ganzen Nation für sich zu monopolisieren sucht oder wenn die kritische Rolle eines Mythos ausgeblendet wird.

Das heisst also, die geschichtlich politische Facette eines (unseres!) Nationalmythos, eines zentral auf Alpines gerichteten und gestützten Mythos, ist ambivalent. Er hat jedoch eine unersetzlich identitätsbildende Funktion im eigenen Bewusstsein unseres Staatsvolkes, aber auch in dessen kollektivem Unbewussten. Dieser Mythos darf deshalb nicht gering geachtet werden. Selbst wenn er den geschichtlichen Tatsachen nur teilweise entspricht, besitzt er eine unabweisliche in-

nere Wahrheit: So ist unsere Mentalität als etwas Gewachsenes zu verstehen. Die Historiographie und die Sagenbücher wollen nebeneinander zur Kenntnis genommen und je in ihrer Eigenart gewürdigt werden.

Die Historiker haben sich im Umgang mit den Gegensätzen von liebgewordenen Überlieferungen und Forschungsergebnissen oft schwergetan. Einzelne verbissen sich in das Ziel, die Sage durch bewiesene Erkenntnisse zu ersetzen. Gerade Marchal hat aber klar gemacht, dass beide eine eigene Existenzberechtigung neben einander haben, ja, dass eine mythische Welt, deren Entstehung und Funktion durchaus auch ein lehrreicher Forschungsgegenstand sein kann.

Dem geschichtlich-politischen Alpenmythos der Schweiz begann sich nicht allzu lange nach dessen Verfestigung und Verbreitung eine weitere Facette beizugesellen, die ihn zum Teil auch überlagerte und verstärkte. Renaissance und Humanismus, dann auch die einsetzende Aufklärung, weckte bei den Gebildeten allmählich ein Interesse an dieser oft noch nicht erforschten Gebirgswelt. Man spekulierte wohl auch auf nützliche Mineralienfunde. Zudem kamen, in Nachahmung antiker Gepflogenheiten, Badekuren in alpinen Thermen wie Pfäfers oder Leukerbad auf.

Der Pionier der nicht auf die Erschliessung von Verkehrswegen gerichteten, naturwissenschaftlichen Alpenentdeckung war der Zürcher Universalgelehrte Conrad Gesner (1516-1565), im Ausland berühmt als "schweizerischer Plinius" (Plinius war ein römischer Naturforscher, ca. 23-79 n. Chr.). Gesner bestieg als Erster den bisher verruchten Pilatus nicht nur zur Erforschung der Natur. Er erfreute sich dabei, dass man so an einem Tag gleich vier Jahreszeiten durchleben könne. Das zeigt, wie die Alpen einer neuen Sicht der Berge zugeführt wurden.

Johann Jakob Scheuchzer (1672-1733), Zürcher Stadtarzt und weit herum bekannter Naturforscher, unternahm 1728 eine Alpenreise und verfasste eine „Beschreibung der Naturgeschichte des Schweizerlandes“. In diesem Buch erweiterte er die Optik auf anthropologische und soziologische Gesichtspunkte. Er legte darin den Boden für die nachmals weit verbreitete Auffassung, der Schweizer Senn sei der Typus eines ehrlichen, aufrechten, tapferen, gesunden, arbeitsamen, gutmütigen, ausharrenden und gemässigten Menschen, zu Kunst und Wissenschaft fähig, aber auch ein geschickter Krieger. Dieser positiv zu wertende „homo alpinus“ sei vom Klima geprägt und lebe klimagemäss. Er neige in der schweren Luft des Tieflandes zu der für ihn typischen Heimweh-Krankheit. Diese galt ja dann lange als spezifisch schweizerisches Übel.

In einer weiteren Schrift, „Vom St. Gotthards-Berg“, erklärte Scheuchzer dieses Massiv zum Zentrum, und – wie man lange meinte – zur höchsten Erhebung der Alpen, wo die Hauptquellen der Flüsse entspringen.

Mit diesen Vorstellungen von der Wichtigkeit der Zentralalpen und ihrer Menschen sowie ihrer Schicksale prägenden Wirkung stärkte Scheuchzer natürlich den Eindruck, diese Gebirgsstöcke seien die gottgegebene Heimat und das Bollwerk des freien Schweizertums, mit dem Gotthard im Zentrum. Dieser Gedanke war seit 1450 immer wieder in der Literatur zum Vorschein gekommen. Er verdichtete sich beim berühmten Waadtländer Doyen und Schriftsteller Philippe Sirice Bridel (1757-1845) im Jahre 1795 in der Sentenz: „Ex Alpibus salus patriae“, d.h.

„aus den Alpen das Heil des Vaterlandes“. Von da ist es für die Schweizer nicht mehr weit zum Vers I des 121. Psalms, wie ihn Martin Luther übersetzt hat: „Ich hebe meine Augen auf zu den Bergen, von welchen mir die Hilfe kommt“.

Dieses Verständnis der Alpen wuchs weiter in diese Richtung. Der Berner Arzt und international höchst angesehene Naturforscher Albrecht von Haller (1708-1777) beeindruckte seine Zeitgenossen im In- und Ausland 1729 mit seinem idyllisch-moralischen Gedicht „Die Alpen“ und 1732 mit seinem „Versuch schweizerischer Gedichten“. Naturbeobachtungen und Preisungen der Glückseligkeit von Einfachheit, Mässigkeit und vernünftiger Natürlichkeit ergaben darin ein idealisiertes Bild vom Leben und von sozialen Verhältnissen der Bergler. Er verhalf aber auch seinem Zeitalter zum Sinn für die Schönheit und Erhabenheit der Alpen, wirkte also dahin, diesen ihre abweisende Schrecklichkeit zu nehmen.

Diese neue Anschauungsweise passte nahtlos zu dem sehr bald alle Landesgrenzen überwindenden Ruf des Genfer Philosophen Jean-Jacques Rousseau (1712-1778): „Zurück zur Natur!“ und der Rolle einer alpinen Ideallandschaft in seinem weltberühmten Roman „Julie ou la Nouvelle Héloïse“.

Die Schilderung einer faszinierenden Naturlandschaft und das ideal überhöhte Bild eines bukolisch lebenden Volkes – siehe Victor Hugo (1802-1885) : „Le Suisse vit paisiblement et trait sa vache“; aber auch: „La Suisse, dans l’Histoire, aura le dernier mot“ – konnte nicht verfehlen, die seit dem 18. Jahrhundert reiselustig werdenden, auf kontinentale „grand tour“ gehenden reichen jungen Engländer anzuziehen. Auch Franzosen, insbesondere hugenottischer Herkunft, suchten nun in der Schweiz dem Mief der Grossstädte zu entkommen und sich im gesunden Alpenleben zu ergehen. Man wollte dort dieses vorbildliche „Volk der Hirten“ kennen lernen und in seiner Gesellschaft entspannt und glücklich das Leben geniessen. Sir Leslie Stephen bewirkte vor 150 Jahren mit seinem Buch „Playground of Europe“ erst recht einen touristischen „Boom“ in unsere Bergwelt. Sir Arnold Lunn und der Kriminalschriftsteller Sir Arthur Conan Doyle weckten von den 1890er Jahren an die Skisportbegeisterung in der Schweiz.

Der 1881 erschienene, unsterbliche Kinderbuch-Klassiker „Heidi“ von Johanna Spyri (1827-1901) ist ein kennzeichnender literarischer Ausläufer dieser alpen-enthusiastischen Bewegung. Damit, dass in dieser Erzählung das kränkliche, fast lahme Grossstadtkind Klara Sesemann im Naturkind Heidi und dessen Alm-Oehi ob Maienfeld in frischer Luft, in Sonnenlicht und bei kräftiger, einfacher Nahrung, vor allem Ziegenmilch, prächtig gedeiht und gesundet, wird hier nochmals das Alpenleben verherrlicht und zugleich dessen 1865 mit dem ersten Tuberkulose-Sanatorium in Davos entdeckten therapeutischen Wert popularisiert. Wir sind damit schon fast an der Schwelle der um die Jahrhundertwende einsetzenden Reform-, Frischluft- und Wandervogel-Bewegungen. Englische Bergsteigerei, der englisch geförderte alpine Wintersport münden in ein Tourismus-, Fitness- und Wellnessland als Erbe eines grossen und langen Alpenrummels.

Doch nochmals zurück zu weiteren, diesen auslösenden Faktoren: So wie in der Literatur Salomon Gessner (1730-1788) mit einer Alpenidylle den Appetit, die Bergbewohner kennen zu lernen, anregt, skizziert und aquarelliert der Kunstmaler Caspar Wolf (1735-1783) wildromantische Alpen-, Fels- und Gletscherlandschaf-

ten. Er tut dies, um Vorlagen für die Stiche zu schaffen, die der Berner Verleger Abraham Wagner 1777 unter dem Titel „Die Merkwürdigen Prospekte aus den Schweizer Gebürgen und derselben Beschreibung“ herausgibt. 1778 folgt eine französische Übersetzung als „Vues remarquables des montagnes de la Suisse“.

Dies geht parallel zu den schriftlichen Berichten des Genfer Montblanc-Besteigers Horace Bénédict de Saussure (1740-1799), den „Voyages dans les Alpes“. Neben die stotzigen Felsen- und Höhenlandschaften Caspar Wolfs traten aber auch die das Berner Oberländer Bauernleben sentimental verniedlichenden, aber hübschen Bilder Sigmund Freudenbergers (1745-1801). Sie befriedigten das Erinnerungsbedürfnis ausländischer Touristen und schmeichelten den inländischen Gastgebern.

Das naturwissenschaftliche Bild der Alpenheimat erhielt namhaften Ausbau durch den Genfer Gletscherforscher Louis Agassiz (1807-1873), den Geologen Albert Heim (1849-1937) und den unter dem Artistennamen Kapitän Spelterini agierenden Freiballon-Piloten und Aufsehen erregenden ersten Alpen-Luftphotographen Eduard Schweizer (1852-1931). Nicht zu vergessen ist bei all diesen, die bis ins 20. Jahrhundert die Alpen als Charakteristikum ins Zentrum allgemeiner Aufmerksamkeit rückten, der Waadtländer Schriftsteller Eugène Rambert (1830-1886), Professor für französische Literatur am Eidg. Polytechnikum in Zürich.

Er hinterliess in seinem sechs Bände umfassenden Werk „Les Alpes suisses“ eine Fülle diese betreffender Wanderberichte, literarischer und historischer Essays, botanischer und zoologischer Studien sowie tierpsychologischer Beobachtungen: Eine ungewöhnliche, stark lehrhaft geprägte Mischung, die aus naturwissenschaftlichem Interesse, poetischem Drang und didaktischem Impetus entstanden ist.

Es konnte nicht ausbleiben, dass das nunmehr sehr verbreitete Augenmerk auf die Alpen auch namhafte Kunstmaler anzog und inspirierte. Verschiedene Anschauungsweisen entwickelten beispielsweise der romantisierend naturalistische Alexandre Calame (1810-1864), vom Naturalismus zum Symbolismus übergehend Auguste Baud-Bovy (1848-1899), so auch Giovanni Segantini (1858-1899). Ferdinand Hodler (1853-1918) endlich schuf mit seinem kraftvollen Pinsel einen derart markanten Typ einer symbolträchtigen Gebirgswiedergabe, dass man die Alpen fast nur noch durch seine Augen wahrnehmen kann. In seinem Umfeld evozieren ferner Ernest Biéler (1863-1948) und Max Buri (1868-1915) eine sinnbildhaft stilisierte Alpenbevölkerung. Charles Giron (1850-1914) und Edouard Vallet (1879-1929) geben den Alpendarstellungen eine leuchtende koloristische Note, die schliesslich von Giovanni Giacometti (1868-1933) in ein Strahlenmeer getaucht wird.

So verfestigte sich unter dem Einfluss verschiedenster menschlicher Faktoren eine intensive und kohärente Perzeption einer alpinen Schweiz in unserem Volk, aber auch im Ausland. Wir, die wir zunehmend und grossmehrheitlich im halb ebenen, halb hügeligen Mittelland und nunmehr immer hauptsächlich in Städten leben, sind so zu Bürgern des Alpenlandes schlechthin, zu Angehörigen eines spezifischen Alpenlandes geworden, ein friedliches, aber (noch) wehrhaftes Volk, ein freiheitsliebendes, geschützt von dem „Alpenkreis, Wall dir von Gott!“

Diese Bodengestalt konnte so nicht verfehlen, eine militärische Bedeutung zu erlangen. Schon 1773 erklärte der Solothurner Chorherr Franz Philipp Gugger das, was er die Alpenfestung nannte, für besser als alle Fortifikationen des hervorragenden Festungsbaumeisters seiner Zeit, des Franzosen Sébastien le Prestre de Vauban (1633-1707). Angesichts der für unseren Kleinstaat gefährlichen Masseneheere, die im napoleonischen Zeitalter zu operieren begonnen hatten, überlegen schon von 1814 an schweizerische Militärs den hoffnungsvollen Wert einer Zentralraumstellung im alpinen Gelände. Der weiterschwelende Gedanke musste 1940 plötzlich in die Praxis umgesetzt werden, wurde aber in der Folge auch geradezu legendär. Wir werden auf ihn zurückkommen.

Vorerst aber haben wir uns damit zu befassen, dass 1847/48 die vorwiegend mittelländische Schweiz in Erkenntnis der zwingenden wirtschaftlichen und machtmässigen Entwicklungen in Europa die Umwandlung des Schweizer Bundes in einen fester gefügten Bundesstaat durchsetzte. Sie tat dies mit Hilfe eines kurzen, relativ schonenden Bürgerkrieges, den die katholisch-konservativen unter den alpinen und voralpinen Kantonen, namentlich die Innerschweiz, verloren. Sie mussten sich den Schöpfern der modernen Konföderation, dem den Bundesrat vollständig beherrschenden Freisinn, fügen. Die urtümlichen Teile der Schweiz schienen ausgeschaltet und waren zutiefst frustriert.

Dies war auf die Länge kein gesunder Zustand, besonders nicht in einem Europa, in dem nun nach und nach zu den bestehenden Grossmächten, Frankreich und Österreich-Ungarn, zwei neue, grosse Nationalstaaten, Italien und das Deutsche Reich, hinzu entstanden. Deren Wiedervereinigung erfolgte nicht, wie beim schweizerischen Bundesstaat, im Zeichen des Liberalismus und eines die Vielsprachigkeit respektierenden Föderalismus. Ein aggressiver Nationalismus und Kulturchauvinismus der beiden der Schweiz nicht stets wohlgesinnten neuen Grossstaaten riet den Eidgenossen, näher zusammenzurücken. Dazu galt es, einer bundes-treuen Vaterlandsliebe den Weg zu bahnen. Mit anderen Worten: Die vielgestaltige Schweiz musste sich daran machen, die Verlierer des Sonderbundskrieges mit ihrem Schicksal zu versöhnen, sie an dem neuen Bunde im Geist wie in der Tat besser zu beteiligen und alle Schweizer an einem erneuerten Nationalgefühl, einer gemeinsamen, solidarischen Gesinnung teilhaben zu lassen. Wie andere Staaten des Kontinents hatte sie sich einem eigenen „nation building“, dem Aufbau einer eigentlichen Nation, zu widmen, bei uns natürlich der seither vielberufenen „Einheit in der Vielfalt“. Das erste Vatikanische Konzil von 1869/70 mit seiner Unfehlbarerklärung des Papstes und Ähnlichem hatte ja zudem in der Schweiz bis 1878 den sog. Kulturkampf gegen die militant scheinende Emanation des Katholizismus bewirkt, was die Stimmung getrübt hatte.

Immerhin hatte der Bund 1874 mit der Totalrevision der Bundesverfassung eine sowohl straffere wie demokratischere Gestaltung erreicht. Und schon 1860 wurde das Rütli zum Nationaleigentum der Schweizer Jugend erklärt. 1872 gab der Urner Landrat den Bau der Tellskapelle auf der Tellsplatte am Vierwaldstättersee in Auftrag. Erstellt wurde sie jedoch unter der Leitung des Schweizerischen und des Winterthurer Kunstvereins unter dem Vorsitz des Winterthurer Architekten Ernst Jung. 1875 wurde in Stans das Winkelried-Denkmal eingeweiht. Die Urner

wollten ihrerseits ein Tell-Denkmal in Altdorf. Die von Richard Kissling geschaffene Statue wurde 1895 in Anwesenheit zahlreicher schweizerischer Würdenträger, darunter sämtlicher kantonalen Regierungspräsidenten, vom damaligen Bundespräsidenten Josef Zemp, von dem wir in diesem Zusammenhang noch hören werden, eingeweiht. Dieses Bildnis Tells ist neben jenem, das Hodler 1897 geschaffen hat, das nachhaltigste geworden.

Wir sehen also, die Urschweiz und ihre alteidgenössischen Helden wurden nun aus- und nachdrücklich als wichtig von der ganzen offiziellen Eidgenossenschaft neu gewürdigt. Die damals moderne Schweiz setzte sich aber auch insgesamt als Leistung ins allgemeine Bewusstsein. 1883 wurde in Zürich eine erste schweizerische Landesausstellung durchgeführt, 1896 eine weitere in Genf. An dieser machte das sog. Schweizer Dorf Furore und zog eine Million begeisterte Besucher an – der Beginn der Chalet-Heimatarchitektur, die fast landesweit bis in die 1940er Jahre beliebt blieb, eine Verniedlichung und Verfremdung einer bereits absterbenden alpinen Kultur. Auch damit wurde das alpine Siedlungsgebiet als verbindlich und echt schweizerisch deklariert und akzeptiert.

Der wichtigste Schritt zur Versöhnung mit dem ehemaligen Sonderbund war indessen 1891 die Wahl des katholisch-konservativen Luzerners Josef Zemp in den Bundesrat. Gleichzeitig erteilte der Bundesrat dem Historiker Wilhelm Oechsli den Auftrag, eine Schweizer Geschichte zu schreiben, die das gefestigte Selbstverständnis des neuen, liberal-demokratischen Bundesstaates dessen Bürgern und Bürgerinnen nahe bringen sollte. Obschon Oechsli durchaus zwischen Sage und Wirklichkeit zu unterscheiden verstand, wollte dies in der Folge nicht recht in die volkstümlichen Darstellungen und Vorstellungen eindringen. Eine Eigentümlichkeit Oechslis war, dass er ohne Vorbehalte den Bundesbrief von 1291 als Gründungsurkunde der Eidgenossenschaft akzeptierte. Damit drang er, obschon damals gerade in der Innerschweiz traditionell ein etwas späteres Gründungsdatum, 1307, angenommen war, im allgemeinen Bewusstsein durch.

Dem entsprechend veranlasste der Bundesrat 1891, am 1. August schweizweit eine 600-Jahr-Feier der Eidgenossenschaft abzuhalten. Dieser Tag des Gedenkens an die alte Eidgenossenschaft und der Besinnung auf das jetzt und künftig Nötige hat sich seither als jährlicher staatlicher Integrationsritus der Schweizer erhalten und bewährt. Dabei wird bezeichnenderweise alpiner Folklore – Jodler, Fahnen-schwinger, Alphornbläser, Trachtenleute – gerne ein dekorativer Platz eingeräumt.

Das „nation building“ des letzten Viertels des 19. Jahrhunderts hat somit die Urschweiz und deren Bedeutung wieder und mit fast kultischen Mitteln und Ritualen in die moderne Schweiz zurückgeholt. Typisch war auch, dass der Bund 1891 den Bau eines Landesmuseums in Zürich beschloss, das 1898 eröffnet werden konnte. Die darin zentrale Ruhmeshalle kündete generationenlang vom Schwertkampf und Blutdampf der alten Eidgenossen und stärkte Herz und Rückgrat der neuen.

Es war ohnehin auch die Zeit gewesen, in der der Nordsüdverkehr durch die Schweizer Alpen, der im 13. Jahrhundert, nach dem Bau des stiebenden Steges, so viel zur Aufwertung der Waldstätte beigetragen hatte und nun seinerseits ein neues Rückgrat erhielt: die nach dem 1882 erfolgten Durchschlag des Gotthardtunnels

erfolgte Eröffnung der Gotthardbahn. Der Mythos vom völkerverbindenden Gotthard erhielt neuen Auftrieb. Im Reuss- und Tessintal verloren allerdings Fuhrleute und Gastwirte ihr Brot; man musste sich darum kümmern. Die technologische Grosstat dieses Eisenbahnbaus hatte nicht ohne Subventionen aus dem Deutschen Reich und aus Italien vollbracht werden können. Dies und die im Gotthardvertrag von 1909 diesen beiden Reichen gewährten Tarifvorteile, die auf Kosten der schweizerischen Tarifhoheit gingen, weckten aber bei einem Teil der Schweizer, namentlich in der Suisse Romande, erhebliche Sorge um unsere Souveränität und Neutralität. Diese Opponenten setzten 1921 deshalb die Einführung des Staatsvertrags-Referendums durch.

In der Tat war nun die Schweiz mit einer wichtigen West-Ost-Verbindung – denken wir an den Arlberg-Orient-Express – und der bedeutendsten Nord-Süd-Achse in eine ebenso zentrale wie zweiseitige strategische Situation geraten. Der Historiker Edgar Bonjour schrieb dazu: „Das alles verlieh dem kleinen Land eine Art beherrschende Schlüsselstellung im Zentralalpengebiet, rückte es in den Brennpunkt internationaler Politik. Da ist es denn nicht zu verwundern, dass die Generalstäbe der Grossmächte die Neutralität der Schweiz in ihre Kombinationen einbezogen. Eine neutrale Schweiz bot allen ihren Nachbarn hochwillkommenen Flankenschutz.“ Der Mythos der Schweiz als Passhüterin der Zentralalpen erhielt durch die Realität nun neue kräftige Nahrung.

Der schweizerische Generalstab hielt sich an die Realität. Die militärische Bedeutung der Alpen für einen Bonaparte, für einen Suworow, war noch in deutlicher Erinnerung, als der vorausschauende General Dufour St-Maurice, Gondo, das Vorfeld von Bellinzona und die Luziensteig befestigte. Die irredentistischen Anwandlungen des neuen Königreichs Italien veranlassten die Schweiz, schon bald nach der Inbetriebsetzung der Gotthardbahn, 1886, das Südportal des Gotthardtunnels ebenfalls fortifikatorisch zu sichern. Die hauptsächliche Ausrichtung der Festung nach Süden erregte freilich in Italien Anstoss.

So hat das späte 19. Jahrhundert die auf die Alpen bezogene Berufung unseres Landes in deren rationalen wie in den auf Überlieferung beruhenden irrationalen Komponenten neu betont. Das Ergebnis ist: die Alpen sind wir, wir stehen für sie und sie für uns.

Das war aber auch nötig. Denn von 1914 bis 1918 tobte an unseren Grenzen der I. Weltkrieg. Die Schweiz sah sich als neutralen Fels in einer wild gewordenen Brandung. In dieser befürchtete der italienische Oberbefehlshaber General Cadorna einen deutschen Stoss durch die Alpen in den Rücken der italienischen Front gegen Oesterreich-Ungarn. Er befestigte die Grenze zur Schweiz zwischen Luino und Ponte Tresa. Die Bewachung der Schweizer Alpenübergänge rechtfertigte sich.

Doch der Wellenschlag der Weltgeschichte erodierte die Schweizer Einheit. Die alemannische Schweiz sympathisierte teilweise mit den Zentralmächten, die lateinische mit der Entente. Dies, die sozialen Entbehrungen der Mobilmachungszeit, die Nöte der spanischen Grippe-Epidemie und die Sorgen der einen um den als Beginn eines kommunistischen Umsturzes gedeuteten Generalstreik, aber auch die Entrüstung der anderen über den Ordnungstruppen-Einsatz dagegen spalteten die Schweiz in Lager verschiedener Gesinnung.

Erste Anzeichen hatten sich schon vor 1914 ergeben. Von diesem Jahre an versuchte die Neue Helvetische Gesellschaft die Nation wieder zu einen, unterstützt vom Dichter Carl Spitteler (1845-1924), von dem in Zürich wirkenden Romanistik-Professor Ernest Bovet (1870-1941) und manch anderen, sehr namhaften Schweizer Geistesgrößen. Bovet sah das gemeinsame Band dessen, was er die „nation de conscience“, die „Gesinnungsnation“ Schweiz nannte, in dem im Schutze des Alpenwalls gemeinsamen Kult der Unabhängigkeit. Besonders nachhaltig wirkte einer der Gründer der NHG in dieser Richtung, der Freiburger Schriftsteller und Kulturhistoriker Gonzague de Reynold (1880-1970). Schon 1906 erklärte er, einen bereits im Mittelalter vorkommenden Gedanken wieder aufnehmend, den Gotthard als Wasserscheiden-Kreuz Europas zum „Berg der Mitte“. 1915 verbreitete er die Vorstellung, die Schweizer Wacht an der Gotthardfestung wirke sich als das Gewissen der Schweizer aus, als Sinnbild für Ordnung und Beständigkeit, ja als Sammelpunkt der Nation.

Solche Ideen und Bilder können in Zeiten der beängstigenden Bedrohung hungrige Aufnahme finden. Jedenfalls sorgte bis in die Mitte des von der Weltwirtschaftskrise und dem Heraufziehen der Drohung des II. Weltkrieges geschüttelten 20. Jahrhunderts eine reiche Festspielkultur für das Wachhalten eines oft vergangenheits- und gebirgsbezogenen „Schweizer Geistes“.

Ein extremes Beispiel bildete das Drama „Hüter der Mitte“ des heute vergessenen Schweizer Dramatikers Max Eduard Meyer, genannt Liehburg (1899-1962). Mit Hilfe prominenter Persönlichkeiten wollte er 1936/37 das Theaterstück mittels einer Stiftung „Luzern-Spiele“ aufziehen. Er wollte dort Tell als Volksführer auftreten lassen, der in kaiserlichem Auftrag um den Gotthard herum ein kleines, freies Reich bis zur Wiederkunft eines mythischen Kaisers bewahren sollte, eines Kaisers, der dereinst ein grosses, freies europäisches Reich schaffen würde. Die Überdosis an Reichsmystik und an Führerkult machte dem Projekt aber den Garaus, als unser Nachbar Österreich unter der Parole „Heim ins Reich!“ dem Grossdeutschen Reich Adolf Hitlers einverleibt wurde.

Die geistige Landesverteidigung gegen die intensiven nationalsozialistischen und faschistischen Indoktrinationsversuche verlangte nach anderer mentaler Nahrung. Grosse Breitenwirkung erzielten hier die seit 1918 erscheinenden Untersuchungen des wortgewaltig und glühend patriotischen Zürcher Geschichtswissenschaftlers Karl Meyer (1885-1950). Er entnahm alten Urkunden, dass sich in der Schweiz im Mittelalter genossenschaftliche Kommunal-Autonomie gegen die Tendenzen zur Bildung herrschaftlicher Territorien Adliger durchgesetzt hatte und bis in die Gegenwart zum Hort einer sich zwischen Diktaturen und marode gewordenen grossen Demokratien aufrecht erhaltenden Freiheit geworden sei. In den sagenhaften Überlieferungen vermutete Meyer einen wahren Kern. Diese Botschaft brachte er in unermüdlicher, hinreissender volkstümlicher Vortragstätigkeit unter die Leute. Diesen stärkte er in angstvoller Zeit das Rückgrat mit der Parole zum „hochgemuten Pessimismus“: Es ist bezeichnend, dass er sich in rastlosem Einsatz schliesslich gesundheitlich aufrieb. Von ihm stammt der Satz: „Unter dem Schutze dieser granitnen Alpen lebt die schweizerische Eidgenossenschaft seit 650 Jahren; auch sie hat seit dem Werdegang Aufstieg und Niedergang ungezählter europäischer Nach-

barstaaten, auch gesinnungsverwandter, erlebt. Sie ist heute das einzige Denkmal jener stolzen Freiheitsbewegung, jener zweiten demokratischen Freiheitswelle der Weltgeschichte nach der hellenischen.“ – Ihre 650 Jahre hat die Schweiz dann übrigens 1941, mitten im Krieg, mit der Eröffnung des neuen Bundesbriefarchivs – bezeichnenderweise in Schwyz – in feierlichem Gepränge begangen.

Die Bedeutung der alpinen oder doch der ländlichen Schweiz in den 1930er und 40er Jahren lässt sich, obschon unser Land bereits hoch industrialisiert war, auch aus Filmen jener Jahre ablesen, welche die rurale, die alpine Schweiz bevorzugten – vielleicht aus nostalgischen Regungen, so etwa im Film „Füsilier Wipf“. Ganz intensiv kam dies während des Krieges im Film „Landammann Stauffacher“ zum Ausdruck, der hier in allen Schulen gezeigt wurde und am Thema der Schlacht von Morgarten tief beeindruckend zeigte, wie und wo einer Invasion „von draussen“ zu begegnen war. Das alpine Motiv zog sich bis in die Schlussphase des Krieges weiter, als der auch im Ausland beachtete Schweizer Film „Die letzte Chance“ ein Flüchtlingsdrama illustrierte, nicht ohne anzudeuten, dass die Schweiz nicht jedem diese Chance offen gehalten hatte.

Den geglückten Ausgleich zwischen ländlich-alpiner und städtisch-technisierter, weltoffener Schweiz wusste hingegen die über Erwarten erfolgreiche Landesausstellung 1939 in Zürich herzustellen. Man hatte 3 Millionen Besucher erwartet, über 10 Millionen kamen, trotz damals schmaler Portemonnaies. Dort vermochte das von Krise und äusseren Bedrohungen verunsicherte Volk wieder Tritt zu fassen und Zuversicht zu gewinnen. Spätere Behauptungen, diese „Landi“ sei ein Beispiel geistiger Enge gewesen, sind schlichter Unsinn.

Mitten drin kam dann die Kriegsmobilmachung. Die Bundesbehörden erstellten Pläne zur Evakuierung Tausender aus den grenznäheren Gebieten im Norden, sei's in die Welschschweiz, sei's ins Landesinnere. Die Alpen wurden als Fluchtburg verstanden. Noch rechnete man damit, das als stärkste Militärmacht geltende Frankreich werde die Deutsche Wehrmacht aufhalten, so dass das Welschland frei bleibe. Freiwillige Abwanderung ins Gebirge oder den Westen wurden begrüsst.

Dann, im Mai/Juni 1940, kam der tiefe Schock: Frankreich brach innert 6 Wochen zusammen, die Schweiz stand, von Diktaturen eingekreist, ohne Hilfsmöglichkeit von aussen, allein da. Manche, und nicht nur Begüterte, flohen ins Innere, ins Welsche – sinnlos. Die nach langen Jahren pazifistischer Illusionen und sparsamer Politik nicht auf der Höhe stehende Armee – keine Panzerwaffe, schwache Panzerabwehr, schwache Motorisierung, kaum eine Fliegerabwehr, nur wenige moderne Jagdflugzeuge – , diese Armee hatte sich auf die Nordfront konzentriert. Sie hatte nun plötzlich die Deutsche Wehrmacht in der linken Flanke und im Rücken; im Süden war Italien an der Seite Deutschlands in den Krieg eingetreten. Die schweizerische Infanterie-Armee riskierte, in wenigen Tagen zerschlagen und in vielleicht zwei Wochen aufgerieben zu werden.

Die Armeeführung entschloss sich nach eingehenden Prüfungen und kontrovers geführten Beratungen zu einer radikalen Strategieänderung: zur Rundumverteidigung auf einer möglichst kurzen Linie in einem Gelände, das allen Panzerdivisionen und Geschwadern von Sturzkampfbombern ihren Vorteil nehmen konnte – den Voralpen und den Alpen, in einem nationalen Réduit. In diesem sollte das

Gros der Armee einen nachhaltigen Widerstand leisten, unterstützt von aggressiven Ausfällen gegen den Belagerer, womöglich bis zu einer günstigen Wende des weltweiten Waffenglücks. Gleichzeitig erhoffte man eine kriegsverhütende Dissuasionswirkung in zweierlei Beziehung: Die Wehrmacht scheute, auf Blitzkriegsstrategie getrimmt, tatsächlich lange, verlustreiche Gebirgskriege. Und das Réduit hielt die für die italienische Kriegswirtschaft hochwichtigen Alpentransversalen als Pfand für das Wohlverhalten der Achsenmächte unter der Drohung, diese Transversalen zu zerstören.

Erstaunlich war, wie rasch und wie breit das Verständnis und die Akzeptanz des Réduits in der Bevölkerung – jener des Mittellandes, wohlgemerkt – war. Hunderttausende von Wehrmännern hielten in den Bergen nicht nur die Wacht, sondern oblagen harter Gebirgskriegsausbildung und schufteten am Bau von Festungsanlagen. Für rund eine Milliarde damaliger, schwerer Franken wurde im ganzen Land gebaut, 70 km unterirdischer Stollen im Réduit gesprengt und gegraben; in diesem allein für 660 Millionen Franken, was etwa 8 Milliarden heutigen Geldes entspricht. Warum auch immer, der Feind blieb weg. Was Wunder, dass bei so viel Mühen und Sorgen das Réduit rasch zur Legende wurde – eben: „Aus den Alpen kommt das Heil!“. General Guisan wusste jedoch, dass es nur ein Notbehelf war. Schon 1942 liess er den Austritt der zielbewusst immer stärker gerüsteten Armee bei neuer Lage planen. Im nationalen Bewusstsein hatte indessen die mythische Bedeutung der Alpen als Kernland und letzter, gehärteter Rückhalt der Nation ihre vielleicht grösste gefühlsmässige Überhöhung erlangt.

Nun konnte es aber wohl nicht ausbleiben, dass nach dem Krieg nonkonformistische Geister der Auffassung wurden, nun sei eine ganz andere Zeit angebrochen. Am Kult nationaler Ikonen war ihnen gar nichts mehr gelegen. So begann der Winterthurer Historiker Marcel Beck mit der nach ihm benannten Schule die aus den Zeitbedürfnissen der geistigen Landesverteidigung stellenweise vaterländisch überhöhten Schlussfolgerungen seines Vorgängers Karl Meyer zu demontieren. Die vom Bundesrate veranlasste, nüchterne Untersuchung von 1957 der schweizerischen Asylpolitik durch den Basler Juristen Prof. Carl Ludwig und jene der schweizerischen Neutralitätspolitik von 1970 durch den Basler Historiker Prof. Edgar Bonjour bekräftigten zwar vieles, was man längst von bedenklichen Seiten schweizerischen Verhaltens während des Krieges gewusst oder wenigstens geahnt hatte. Die beiden Autoren lösten aber, mit so detaillierter Darstellung, doch Betroffenenheit aus. Dass diese dann doch von den meisten allzu bald verdrängt wurde, lässt sich nur durch den Ausbruch des Kalten Krieges in der bipolar gewordenen Mächtekonstellation erklären, deren Bedrohlichkeit nur allzu sehr an jene Periode von 1939 bis 45 erinnerte.

Die 1960er Jahre brachten jedoch weltweit in den Demokratien den Aufbruch einer Intellektuellen-Generation, welche die gesellschaftlichen Verhältnisse anhand neuer Wertvorstellungen grundlegend verändern wollte. Der Ruf „rasez les Alpes!“, um fiktiv den Blick auf ein sonniges Mittelmeer frei zu geben, erscholl in dem, was nicht nur Jugendunruhen waren. Ein kennzeichnendes Beispiel war der gar nicht mehr so junge Dichter Max Frisch, der sich aus seinem Leiden an der Schweiz heraus in seinen Werken bemühte, seine Aktivdienstlerlebnisse zu wider-

rufen, Wilhelm Tell als lächerliche Figur zu entlarven und unseren Bergen jede erhabene Bedeutung abzuspochen. Die Literaturwissenschaft spricht von einem Bedürfnis nach „Asymbolik“ jener Zeit, die sich dem entsprechend intensiv um die „Dekonstruktion“ – so der Fachausdruck – nationaler Mythen bemühte. Gerade Persönlichkeiten wie Frisch verbissen sich derart in dieses Bedürfnis, dass sie dabei weder recht von dieser von ihnen harsch kritisierten Schweiz loskamen oder Distanz zu ihr gewannen noch derselben ein kohärentes, überzeugendes neues Verhaltensmuster anzubieten vermochten. Immerhin bewirkten sie, dass Begriffe wie „Heimat“ oder „Patriotismus“ als suspekt auf längere Zeit zumeist gemieden wurden. Der Alpenmythos war nicht mehr „in“.

Der Zusammenbruch der Sowjetunion und mit ihm jener der bipolaren Weltordnung, der 1989 einsetzte, beraubte die Schweiz, von ihr kaum bemerkt, der geschützten Nischenstellung des geschätzten, wehrhaften kleinen und neutralen Pufferstaates. Mit den Holocaust-Vorwürfen ab 1995 begann die Zeit, in der immer mehr Mächte unser Land zur Befriedigung bisher offenbar stillschweigend aufgeschobener, nicht stets berechtigter Bedürfnisse ungehemmt unter Druck setzten.

Eine Schar von Historikern und Journalisten neuerer Schule sah, unterstützt von gleichgesinnten Politikern, die Zeit gekommen, kritischen Sinnes raschmöglichst im Archiv der Zeitgeschichte sauberen Tisch zu machen und die Leichen im Keller zu identifizieren. Die Zeitstimmung war der Anklagevertretung günstiger als richterlicher Abgeklärtheit, und der kritische Sinn erwies sich bisweilen als blosser Voreingenommenheit. So konnten grössere Unfälle nicht ausbleiben. Man vergass beispielsweise gerne, die noch lebenden wichtigsten Zeitzeugen zu befragen, unterliess oft, nach entlastenden Gründen zu forschen und blendete die grossartige Leistung unseres mehrheitlich deutschsprachigen Volkes aus, das Nazitum verabscheut zu haben. In der ganzen Aufregung wurden auch jene Akteure hochgespült, die nicht nur eine allzu vaterländisch gefärbte Historiographie verwarfen, sondern auch den vom Altmeister der kritischen Geschichtsschreibung deutscher Sprache, Leopold von Ranke (1795-1886), formulierten Berufsauftrag des Historikers ausser Acht liessen, nämlich „festzustellen, wie es gewesen ist“ und dabei seinen Gegenstand „mit aller Unparteilichkeit im Auge“ zu haben.

Jenen Historikern, welche die Geschichte der Wissenschaft einschliesslich jener der eigenen Wahrnehmung erforschen, ist anderseits nicht entgangen, dass auch Historiker im Zeitgeist, besonders im politischen, leben und von ihm beeinflusst, ja befangen werden können.

So kam es, dass akademische Lehrer sich zu nachweislich unzutreffenden Angaben verstiegen, die – entsprechend dem Zeitgeist – natürlich mancherorts bereitwillig aufgenommen wurden. Es wurde versucht, nicht nur die überhöhten Bilder der grimmigen Notlösung „Réduit“ abzubauen. Vielmehr wurde teils mit einseitiger Betonung von Anfang an bekannter und in Kauf genommener Problematiken des Réduits, teils aber auch mit phantastischen, nachweislich falschen Behauptungen versucht, dasselbe als Unwert hinzustellen, und zwar im Bestreben, das Verhalten der Schweiz im II. Weltkrieg auf die eben auch vorhandenen, unheroischen Seiten zu reduzieren.

Unter solchem Einfluss wie auch wegen des Wegfalls der Bedrohungen des kalten Krieges wurde die Bezugnahme auf Ruhm, Kraft und Glorie der alten Eidgenossen wie auf das alpine Bollwerk des 20. Jahrhunderts gewissermassen demobilisiert – aber nicht ganz. In der wachsenden Orientierungslosigkeit einer globalisierten Welt neigte fast ein Drittel der Schweizer dazu, sich genau an diese Überlieferungen anzuklammern und, obschon sie Gemeingut der ganzen Nation sind, bei ihren Kundgebungen für ihre nationalkonservative Gesinnung und deren Organisationen zu monopolisieren.

Nachdem der Hauptsturm des Historikerstreits um die Rolle der Schweiz im II. Weltkrieg etwas verrauscht war, schien der Blick auf die Alpen und ihre Bedeutung wieder weniger von politischen Bedürfnissen des Augenblicks verstellt. So jedenfalls kann man das 2003 erschienene Buch „Mythos Gotthard“ des Winterthurer Historikers und Journalisten Helmut Stalder deuten. Er geht der praktischen wie der das schweizerische Selbstverständnis formenden sinnbildlichen Bedeutung von Berg und Pass durch die Jahrhunderte in leicht amüsiertem, aber auch amüsierendem Tone zutreffend nach. Nur beim Réduit stolpert er über seine eigene Zeit, indem er es für einen blossen Bluff hält, aber immerhin einen gelungenen, einen wirksamen Bluff. Dafür spinnt er am Schlusse seines Bandes den Gotthardmythos jedoch gleich in moderner Version weiter.

Vielleicht bahnt sich heute überhaupt etwas in dieser Richtung an. Der Theaterintendant und Theologe sowie einzigartig originelle Gründer des romanischen Theaters in Riom, Giovanni Netzer, hat 2010 auf dem Julierpass ein grossartiges pantomimisches Tanzspiel über die Königin von Saba und König Salomo inszeniert und in der ganzen Rumantschia Dutzende anderer Darbietungen gegeben. Er nutzt immer wieder die immanente symbolische Bedeutung und Archaik seiner Spielorte in der Bergwelt und überträgt sie in einen modernen, aber ungewöhnlichen Ausdruck. Er findet in alten, biblischen und volkstümlichen Stoffen ein „ur-eigenes Kulturpotenzial, das markanten Tiefgang beweist, in der kritischen Ruhe der Berge bestehen muss und gerade deswegen Urmenschliches berührt“, wie er schreibt. Von seinem Theater sagt er: Wir sind eine echte Alternative...“, nicht zuletzt, wie er zu verstehen gibt, zum heutigen „Dunstkreis des Beliebigen“.

Im ausgehenden ersten Jahrzehnt des 21. Jahrhunderts schien nun der ideenreiche und tatkräftige Tessiner Allwetter-„Troubleshooter“ Marco Solari eine neue Etappe der Würdigung des Alpenmythos einzuleiten. Er hat vorgeschlagen, 2020, nach der Eröffnung des Gotthard-Basistunnels, im Gotthardgebiet eine grosse, dem Ausland geöffnete, aber nationale Manifestation in der Überlieferung der Landesausstellungen, aber ganz anders, neuartig gestaltet, durchzuführen. Sie hätte mehrere Ziele: Die Welt mit dem für den europäischen Verkehr bedeutsamen, technologischen Jahrhundertwerk NEAT vertraut zu machen und ihr unsere Ingenieurkunst nahezubringen; mit den Alpenländern zu überlegen, wie den vom Durchgangsverkehr um ihre Lebensgrundlage gebrachten Alpentälern neue Vitalität und Bedeutung eingehaucht werden könnte, und den desorientierten Schweizern anhand des zentralen Vierkulturen-Alpenmassivs und dessen starker Symbolik ihren völkerverbindenden Auftrag wieder greifbar zu machen. Die Kantone Tessin, Uri, Wallis und Graubünden wie auch namhafte Bundespolitiker hatten diese

wahrhaft helvetische Idee zunächst aufgenommen. Roger Friedrich, Kenner des Tessins, äussert zwar Befürchtungen, es könnte eine blosser Kopfgeburt von Experten herauschauen. Das Vorhaben scheiterte indessen an anderem: am einfallsarmen Kleinmut und der Angst der kantonalen Verwaltungen um ihre Autonomie, an ihrer Befangenheit in bisherigen Vorstellungen, die kreative Innovationen unterband. So verkam diese ungewöhnliche Chance. Grosse ideelle Entwürfe haben es in der Schweiz eben oft schwer. Allerdings ist parallel dazu ein ausgreifendes Vorhaben der vier Gotthardkantone im Gang, das „Progetto San Gottardo“. Es soll das grosse Potential von Goms, Leventina, Surselva und Uri zu einer gemeinsamen Region mit neuartigen, naturfreundlichen und nicht alltäglichen touristischen Angeboten zusammenfügen. Dabei will man auch eine wettbewerbsfähige Berglandwirtschaft entwickeln und der sinnbildlichen Bedeutung Ausdruck verleihen. Die Gotthardregion soll, statt nur durcheiltes Transitland zu sein, Zielbedeutung erhalten, und es soll ihr eine überkantonale Identität und Arbeit verschafft werden. Der materiell erlebbare Durchschlag des Gotthard-Basistunnels vom 15. Oktober 2010 hat den Chefredaktor der „NZZ am Sonntag“, Felix E. Müller, veranlasst zu schreiben, hier erfinde sich die Schweiz aus dem alten Doppel-Mythos neu als die Brücke Europas, ein Ereignis, mit dem aber auch, progressiv eingekleidet, einmal mehr einer Invasion, nämlich jener der Lastwagenkolonnen auf der Strasse, der trotzig Granitwall entgegengesetzt wird: Ab auf die Schiene!

Die Faszination des Gebirges ist nicht tot. Und ein Staatsvolk, an dem Selbstzweifel und von aussen kommende Druckversuche nagen, bedarf der Legitimation nach aussen wie vor sich selber. Die Fakten seines Daseins haben immer wieder nur teilweise zur Selbstbestätigung genügt. Es hat aus seinem Dasein aber auch stetsfort über die Dürre rationaler Erkenntnisse hinausführende Visionen seines Wesenskerns und seiner Berufung entwickelt, die sein Gemüt stärken. Guy Marchal hat gezeigt, dass diese Staatsmythologie, wenn nicht missbraucht, ihren legitimen und legitimierenden Platz im Leben unseres Gemeinwesens einnimmt und immer wieder eine erneuerte Gestalt um ein zentrales Thema findet. Dieses permanente Thema heisst: die Alpen – und wir.